

# Literarisches Präzisionsinstrument

„Lesen und Leben“ von Karlheinz Rossbacher

■ CORNELIUS HELL



Karlheinz Rossbacher:  
Lesen und Leben.  
Ein persönliches  
Alphabet.  
Otto Müller Verlag,  
Salzburg–Wien 2013,  
292 Seiten.

Wenn einer ein Leben lang liest, Literatur studiert und unterrichtet, ist seine Lektüre nicht mehr zu trennen von seinem Leben – in der Literatur findet er Formulierungen und Deutungen seiner Erfahrungen, umgekehrt wird das eigene Leben zum „Anschauungsmaterial“, das das Gelesene nicht zum Zitatenschatzkästlein verkommen lässt, sondern ihm eine eindringliche Relevanz verleiht. Der Salzburger Germanist Karlheinz Rossbacher – er ist unter anderem ein Spezialist für die Literatur und Kultur der Wiener Ringstraßenzeit – hat über diese Zusammenhänge eine aufregende Bilanz gezogen. Dabei eröffnet sich ein beeindruckender Lesehorizont weit über die deutschsprachige Literatur hinaus, denn Rossbacher hat auch Anglistik studiert und war zuerst Stipendiat und später Gastprofessor in den USA. Aber auch aus dem Werk des französischen Schriftstellers Alain (einem wichtigen Lehrer von Simone Weil) vermag er faszinierende Funken zu schlagen. Von Alain hat er gelernt, „schöne Sätze im Ohr noch aufmerksamer zu betreuen und zu konservieren“, und gerade diese Fähigkeit kultiviert auch sein eigenes Buch. Aus der Literatur entlehene Sätze können aus der Unschlüssigkeit im eigenen Denken heraushelfen und sie können einem einen Spiegel leihen, in dem man sich anders sieht, so Rossbachers Erfahrung.

Doch das Buch lebt nicht nur aus dieser Belesenheit, die man von einem „Literaturprofi“ ohnedies erwartet. Zu seiner Hochform läuft es auf, wenn Rossbacher seine vaterlose Nachkriegskindheit oder die Angst vor einer möglicherweise nötigen Operation mit literarischen Szenen und Sätzen verknüpft und so seine Erzählung immunisiert gegen das „bunte Gerede des Anerlebten“ (Paul Celan). Dabei bringt er das Kunststück fertig, Ludwig Anzen-

grubers Satz „Es kann dir nix g’schehn!“ (ausgesprochen vom Steinklopferhans im Drama „Die Kreuzelschreiber“) auf die eigene Lebenssituation zu beziehen und gleichzeitig die Rezeption dieses Zentralsatzes eines gläubigen Disseitsvertrauens in der österreichischen Literatur zu verfolgen.

Rossbacher ist der Versuchung widerstanden, durch Chronologie in das eigene Leben nachträglich eine Folgerichtigkeit hineinzuzinterpretieren oder irgendeine „Ordnung“ literarischer Epochen oder Werke walten zu lassen. Gegen das konstitutive Chaos der Erinnerung setzt er das Prinzip des Alphabets, ohne ihr damit Gewalt anzutun, denn wenn es sein muss, generiert ein Buchstabe eben zwei Essays – erstaunlich, was er Wörtern wie „Rauchen“ und „Raunzen“ abzugewinnen vermag, wie er auch hier eigene Erfahrung und kulturelle Diagnosen zu verbinden weiß. Liest man vom Vormärz, „als es in Wien politisch gärten und die Regierung Metternich die Wein- und Backhendpreise absenkte, um die Leute ruhigzustellen“, sieht man auch die heutigen österreichischen Essgewohnheiten anders.

Mit Trinkgewohnheiten setzt sich Rossbachers Alphabet ebenfalls auseinander – unter dem Stichwort „Alkohol“ reflektiert er gleichermaßen über sich selbst wie über die Trinkpraxis von Autorinnen und Autoren. Ob Film, Kitsch, Krimi oder Langsamkeit: Rossbachers literatur- und theoriegestützte Diagnosen sind präzise und erweisen die analytische Kraft, die der Literatur neben ihrer ästhetischen Dimension auch eigen ist. Besondere Intensität erreichen diese Essays allerdings dort, wo sich Rossbacher ganz auf das Eigene, auf selbst durchlebte Szenen einlässt. Wie er als bereits etablierter sechzigjähriger Wissenschaftler Angst verspürt, weil er im

Goldenen Saal des Musikvereins den ersten Plenarvortrag auf dem Weltkongress der Internationalen Vereinigung für Germanistik halten soll, und dann allein diesen Saal aufsucht, um sich mit ihm (und seiner Angst) vertraut zu machen, ist eine der unvergesslichen Passagen des Buches. Ein Zitat von Bertrand Russell macht sie zum Wegweiser aus eigenen Ängsten: „Jede Art von Angst wird aber dadurch, dass man ihr ausweicht, nur noch schlimmer. (...) Darum besteht die richtige Behandlung jeder Angst darin, dass man vernünftig und ruhig, aber sehr konzentriert, so lange darüber nachdenkt, bis sie einem völlig vertraut geworden ist.“

### Für Katholiken Pflichtlektüre

Für österreichische Katholiken ist Rossbaches Buch schon wegen des Stichwortes „Diaspora“ eine Pflichtlektüre. Wer in der weihrauchgeschwängerten Atmosphäre der Mehrheitskonfession aufgewachsen ist, kann hier nachvollziehen, welchen aggressiven Ausgrenzungsgesten jemand ausgesetzt war, der ihr nicht angehörte. Nicht nur der „Watschenkaplan“ seiner Kindheit verdeutlichte Rossbacher die reale Basis der Redewendung, man werde jemanden „schon noch katholisch machen“. So zahlt er, auch wenn er zum Protestantismus längst eine reflektierende Distanz hat, in Solidarität mit seiner Urahnin, die im 17. Jahrhundert die Familienbibel vor den Kommissaren der Gegenreformation geistesgegenwärtig im Brotteig versteckte, gerne seine Kirchensteuer. Das Verhalten Benedikts XVI. bei seinem Deutschlandbesuch 2011 hat ihn darin nachhaltig bestärkt.

### Berührende Porträts

Erfahrungen mit dem Nein-Sagen oder das Leben mit Tinnitus sind weitere Schnittpunkte, die den präzisen Titel „Lesen und Leben“ konkretisieren. An wenigen Stellen des Buches sind auch Porträts eingebaut; das berührendste ist das von Mia Blagotinšek, die der Autor als sechzehnjährige Haushaltshilfe in seiner Kärntner Herkunftsfamilie kennengelernt hat und mit der er auch heute – sie lebt als alte und

kaum noch sprechfähige Frau in Slowenien – einen gerade noch möglichen Kontakt hält. Als Jugendliche musste sie nachts hinaus, um die Partisanen zu unterstützen, während sie am Tag bei der Familie arbeitete, die ein Attentat ebendieser Partisanen auf das Schulhaus durch einen Glücksfall überlebt hatte. Diese Geschichte ist eine der Schneiden, die Rossbacher in die jüngste Vergangenheit Österreichs legt.

### Die Welt im Blick

Ein Gegenpart dazu sind die USA-Erfahrungen des akademischen Jahres 1963/64, denen eine heute schon exotische Fahrt mit dem Linienschiff vorausgeht. Einer der Vorzüge von Rossbachers brillantem Buch ist, dass es die Welt ebenso im Blick hat wie das eigene Leben und die Literatur. Auf bestechende Weise wird das unter dem Stichwort „Bani-Sadr“ deutlich, wo Büchners „Dantons Tod“ im Jahr 1981 zum Interpretationsschlüssel für die iranische Revolution und ihren ersten Staatspräsidenten wird – was für ein stringenter Beitrag zur Relevanz Büchners vor seinem 200. Geburtstag!

### Genauer Blick auf Wörter und Sätze

Sensibilisiert durch die Sätze der Literatur haken Rossbachers Essays immer wieder an der Sprache ein. So entlockt ihm etwa der Werbeslogan „Südtiroler Speck, das Ergebnis besonderer Zuwendung“ die Frage: „Ist das Wort jetzt noch schadstofffrei?“ Und der genaue Blick auf die Wörter und Sätze weitet sich zur präzisen Diagnose von Medien und Markt, etwa in der Kritik des Empfindungsjournalismus („Was haben Sie dabei empfunden“) und seiner Intimneugier. Immer wieder stößt man auf Unerwartetes, Überraschendes oder auf neue Perspektiven von Sätzen, Werken und Situationen, die man bereits zu kennen glaubte. Rossbachers „Lesen und Leben“ ist ein hervorragendes Präzisionsinstrument für die eigene Lektüre und versteht es, die Lust des Lesers/der Leserin an der Erkenntnis der Welt und des eigenen Lebens in Gang zu halten. ■

■ Wer in der weihrauchgeschwängerten Atmosphäre der Mehrheitskonfession aufgewachsen ist, kann hier nachvollziehen, welchen aggressiven Ausgrenzungsgesten jemand ausgesetzt war, der ihr nicht angehörte.